

schienend hätten sie noch viele Meilen weiter laufen können.

Wie sind nun diese ungewöhnlichen Leistungen zu erklären? Worin besteht das Geheimnis?

Bei den Olympischen Spielen in Stockholm im Jahre 1912 gelang es einem amerikanischen Berichterstatter, den Ursachen auf die Spur zu kommen. Bei diesem Spiele waren es zwei Weiße aus Südafrika, die gegenüber sechzig Bwerbern Erster und Zweiter im Marathon-Laufe wurden. Wie Henry Curry in einem New York Blatte berichtet, erklärte ihm der Entdecker kürzlich: „Die bekanntesten Indianer-Kenner im heutigen Mexiko leben nicht in der Nähe der Küste, sondern im Innern auf Hoch-ebenen, wo die Luft dünn und trocken ist. In diesem Umstände liegt der Schlüssel zu dem bis-herigen Geheimnis.“

Die beiden Sieger in Stockholm kamen aus Transvaal, und dies von der Küste entfernte Land ist gleichfalls eine Hochebene, wo die Luft dünn und trocken ist. Man weiß, daß Leute in solchen Gegenden selten an Lungenschwind-sucht leiden, daß sie entschieden größere, gesun-dere und kräftigere Lungen haben als die Be-wohner der Niederungen. Natürlich entspricht bei ihnen das Herz den Lungen und ist eben-falls größer, gesunder und kräftiger. Was ihre allgemeine körperliche Entwicklung anbelangt, so waren diese Bergbewohner stets wegen ihrer Stärke, Geschicklichkeit und Ausdauer bekannt. Eben diese körperliche Entwicklung — die gro-ßen, gesunden und kräftigen Lungen im Ver-ein mit Herz und Muskeln — machen den Wun-dererwart aus.“

Ein Beweis für die Richtigkeit dieser neuen Theorie findet sich schon bei Herodot, der über die Kurier des persischen Königs berichtet. „Nichts wird so schnell befördert wie die Bot-schaften dieser Kurier.“ Persien ist gleichfalls ein Hochland, wo die Luft dünn und trocken ist. Dieses Kuriersystem der persischen Könige vor zweitausend Jahren fanden die Spanier in Mexiko wieder, wo sogar Post und Fracht be-fördert wurden.

Verbindungen mit den entferntesten Gegen-den des Landes wurden durch Kurier aufrecht-gehalten“, sagt Prescott, der Historiker der Er-oberung von Mexiko. „In Wäldern von etwa sechs Meilen lagen an den großen Landstraßen Posthäuser. Die Wälder hatten die Form einer hieroglyphischen Malerei, womit der Post- oder militärische Kurier zur nächsten Sta-tion lief. Dort nahm sie ein anderer Bote und trug sie eine Station weiter, und so ging es fort bis zur Hauptstadt. Diese von Kindheit an abgerichteten Läufer bewegten sich mit un-glaublicher Schnelligkeit. Wenn auch nicht mit einer Geschwindigkeit von zwölf bis fünfzehn Meilen in der Stunde, wie ein alter Chronist glauben machen will, immerhin wurde eine Bot-schaft an einem Tage hundert bis zweihun-dert Meilen weiter befördert.“

Frische Fische, nach anderen Berichten auch frische Süßfrüchte, erschienen oft auf Montegu-mas Tafel in der Stadt Mexiko, und zwar vier-undzwanzig Stunden, nachdem sie die Reise an der Gasküste angetreten, in der Luftlinie zwei-hundert Meilen von der Hauptstadt entfernt.

In dieser Weise erreichten auch die Nachrich-ten über die Bewegungen der königlichen Ar-meen schnell den Hof. Die Kleidung des Kne-ners verriet schon durch die Farbe die Natur seiner Wertschaft und verbreitete Freude oder Wehmuth in den Städten, die er durchlief.“

Von allen Schnellläufern in irgend einem Lande oder Zeitalter haben die Tarahumare-Indianer am überraschendsten gezeigt, was für erstaunliche Ergebnisse durch langes Trainieren in hoch gelegenen Gegenden zu erzielen sind.

Vor etwa dreißig Jahren lebte der Deutsche Karl Lummholtz mehrere Jahre unter diesen In-dianern und studierte sie gründlich. Er berich-tete, daß sie auf einer breiten Hochebene leben, sechs- bis neuntausend Fuß hoch, und zwar in der Sierra Madre nordwestlich der Stadt Mexiko. Obgleich tiefe und sehr enge Schluchten das Gebiet durchzogen, handelte es sich hier doch um ein Bergland, sondern nur um eine Reihe von kleinen Hügeln und Tälern. Das Klima ist heilkräftig und die Temperatur außerhalb der engen Schluchten die der nördlichen Länder.

Von mittlerer Statur, besitzen die Tarahu-mare auffallend breite Schultern, eine tiefe, breite Brust und ziemlich schlanke Glieder. Sie erfreuen sich einer prächtvollen Gesundheit, so-lange sie die heißen, meist feuchten Schluchten meiden. Wenn sie sich vor den blutigen der Weizen hüten, werden sie oft hundert Jahre alt.

Sie schwärmen sehr für den Tanz. Ihr Liebs-lingsport aber ist der Wettlauf. Ihr Training-schloß Entschlossenheit von Alkohol, Süßig-keiten, Eiern, Käse, Kartoffeln und Fett ein. Ra-minden, Sirich, Rattie und Truthahn gelten als



Die neue Brücke Tottenville-Statens Island

New Yorker Zwillingsbrücken.

Die kolossale Ausdehnung New Yorks bedingt eine öftere Überbrückung des Hudson an der Peripherie der Riesen-stadt. Die neue Brücke Tottenville-Statens Island, ganz aus Eisenbeton, im Bau. Eine absolut gleiche Brücke ist weiter Stromaufwärts zwischen Howland-Hock und Elizabethtown im Bau.

beholden, im Gegensatz zu den fleischfressen-mit Pilzen und Absynth-Cocktails. Ullig, we-den Tieren, die sie verschmähen. Im allgemei-gen der Lage, ist ein Lokal in der 13. Straße: im ersten Stock fängt die Heilsarmee. Das ist gültig an Tesvino, einem aus Mais hergestell-ten Biere.

Alle ihre Wettrennen weisen eine Eigentüm-lichkeit auf, welche die Schnelligkeit behindert und dem Läufer eine ganz zwecklose Mühe auf-bürdet: Der führende Läufer stößt einen Ball von etwa zwei Zoll Durchmesser auf eine Ent-fernung von hundert Meter oder mehr vor sich her, und zwar mit den Händen. Mit der Hand darf er ihn nicht berühren. Der Ball ist aus einer Eichenwurzel geschnitten.

Preise werden nicht verliehen. Auch der beste Kenner erhält nur geringe Belohnung, außer weiblicher Bewunderung. Somit muß er sich da-mit trösten, seinen Freunden gehören zu ha-ben, ihre zuweilen hohen Wetten zu gewinnen.

Laufen ist diesen Indianern nicht ein Sport, sondern eine Lebensform. Alle Tarahumare, Männer, Frauen und Kinder, sind Läufer. Das Dauerlaufen findet praktische Verwendung, wenn sie für die Mexikaner wilde Pferde ein-fangen. Nach zwei bis drei Tagen treiben sie die völlig erschöpften Tiere in den Fesseln, wäh-rend sie selbst von ihrer Frische beim Beginn der Jagd nichts eingeblüht zu haben scheinen.

Die Wettläufe beginnen um Mitternacht und dauern oft bis zum Morgen. Fackelträger be-gleiten die Läufer, und der ganze Zug bietet ein phantastisches Bild, wenn er in den Tan-nenwäldern dahin eilt.

Im allgemeinen ergibt sich die zwingende Schlußfolgerung, daß ein vorzügliches Trainie-ren in gemüßter, jedoch nicht zu großer Höhe mit trockener Luft und mäßiger Temperatur die Geschwindigkeit und Ausdauer eines gesun-den Menschen überraschend steigert würde.

Wo trinkt man heute das beste Bier in New York?

Gewiß, U. S. A. ist trocken gelegt, so trocken, daß in jedem Hotelzimmer auf dem Waschtisch ein kleiner Korkenzieher liegt. Für die Par-fümlischen natürlich. Und jeder Portier ein Dutzend Adressen weiß.

Da ist zunächst die Teutonia-Halle in der dritten Avenue, hier wird nur deutsch gespro-chen, denn Bier und Gäste sind deutsch. Und hier gibt es, gut gepflegt, das beste Bier in New York. Ist das möglich? Gewiß ist das möglich, denn Tammann Hall weiß, was es tut. Eine Treppe höher kann man sogar tan-zen.

Früher gab es nur in Greenwich Village, dem New Yorker Künstlerquartier, Bier und andere kostbare Getränke. Aber jedes Viertel hat sei-ne Mode. Heute wird dort nur noch Tommys Keller frequentiert, hauptsächlich von Studen-ten und kleinen Angestellten. Auch das rumä-nische Restaurant von Moskewitz hat bessere Tage gesehen. . . Heute sucht man keine Sen-sationen mehr in Greenwich Village, heute fährt man nach Harlem, ins Negerviertel. Doch das ist weder jedermanns noch meine Sache.

Aber es gibt ja hunderte von Lokalen in ganz New York, geheime und halbgeheime. Schon hat der Volksmund ein neues Wort da-für geprägt: „speak easy“ — sprich leise. Weil man ja dort, trotz aller Toleranz, ein bißchen weniger laut sein muß.

Berühmt ist das Restaurant Chico in der 58. Straße. Es gibt dort herrliche kleine Klets

mit Pilzen und Absynth-Cocktails. Ullig, we-den Tieren, die sie verschmähen. Im allgemei-gen der Lage, ist ein Lokal in der 13. Straße: im ersten Stock fängt die Heilsarmee. Das ist gültig an Tesvino, einem aus Mais hergestell-ten Biere.

Was in Berlin das „Eldorado“, ist in der 18. Straße das Restaurant „Paul und Joe“, les-botantik und homöopathien gemischt. In der 10. Straße bei Grieshaber verkehren die Irlander; es gibt dort nur Whisky, aber echten. Ein bißchen gefährlich ist ein Besuch in der 36. Straße im Dizzy-Club. Hier sitzt das ganze New Yorker Verbrecher-Album ziemlich frei herum.

Gewiß, U. S. A. ist trocken gelegt, so trok-hen, daß man in New York eigentlich nur den nächsten Schutzmann zu fragen braucht: „speak easy?“

Joachim Nagel.

Am Ausguck

Die Leichentürme von Bali.

Destlich von Java liegt die kleine Insel Bali, die das Paradies Insulandes genannt wird. Doch die Insel dürfte eigentlich nur das Para-dies der Leichenunternehmer heißen. Denn die-der gewichtigen Götze geht es nirgendwo so gut wie auf Bali. Nicht etwa, daß die Balinesen ihren Unternehmern zu Liebe ihre paradiesische Insel rascher wieder mit dem Weg der wan-dernden Seelen vertraulich, sondern die Sitte schreibt derart prächtige Leichenzeremonien vor, daß für den Bestattungsunternehmer stets eine erhebliche Summe abfällt. Wenn ein Balinese das Zeitliche gesegnet hat, so wird sein Leich einbalsamiert, in seine Lächer gewickelt, in den Sarg gelegt und unter teuren Teppichen und Geweben auf einem Podium aufgebahrt. Am Tage der Bestattung rückt der Unterneh-mer rückt der Unternehmern mit seinen Leuten an. Die Leichen unter der Last eines riesigen, je nach den Verhältnissen des Verstorbenen mehr oder weniger prunkvollen tragbaren Tur-mes. Der Sarg wird hinein gesetzt, und die Prozession wandt zum Verbrennungsplatz. Dort wird der Sarg aus dem Leichenturm gehoben und in den Bauch eines hölzernen Stiers ver-senkt. Dann gießen die Leichenbestatter Del über das Tierbild und verbrennen es mit Sarg und Leichnam. Den Schluß der gefühlvollen und kostspieligen Zeremonie bildet die Suche nach den nicht verbrannten Knochen des Toten, die mit dem Hammer zerbrochen werden, damit seine geistliche Seele sich nicht etwa in ihnen verirrt und noch weiter auf Erden bleibt.

Lauflose Signaleisen.

Die Polizei der französischen Großstädte ist kürzlich mit einer neuen Art Signaleisen ausgerüstet, die den Vorteil haben, unhörbar zu sein, wenigstens für den Verbrecher, dessen Festnahme sie gelten und der daher durch den Pfiff nicht gewarnt wird. Die von ihnen her-vorgebrachten Töne haben eine so hohe Schwin-gungszahl, daß sie vom menschlichen Ohr nicht wahrgenommen werden können. Geht auf an geeigneten Stellen über das Stadtgebiet ver-teilte Mikrophone nehmen sie jedoch auf und alarmieren die Hauptwache, von wo alsdann Beamte an den betreffenden Ort geschickt wer-den.

Verantwortlich: H. Seimelmann. Altna-Druck und Verlag: B. A. G. A. H. Altna.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 28

Mittwoch, 11. Juli

1928

Von Westwig über Grimmes Geburtsort nach Brilon-Wald

Mit einer Sonntagskarte bis Westwig und nachfolgend auf der Rückfahrt ab Brilon-Wald bis Westwig läßt sich diese lohnende Wanderung sehr bequem ausführen. Außerdem versehen wir uns noch mit dem Blatte Brilon der Sauer-landkarte 1:50 000 vom Sauerlandverlag zu Jülich.

Vom Bahnhof Westwig aus verfolgen wir vor-erst die ostwärts führende Landstraße bis zu den alten Fabrikanlagen, biegen dann rechts in einen Fußweg leicht aufwärts ab, der uns nach Ostwig bringt. Von hier aus nehmen wir die Landstraße im schönen Elpetal an der Geringel-hausen Wäldchen vorbei auf. Bald bleibt links Geringelhausen liegen. Langsam kommen wir aufwärts, bis zum Forsthaus Wiggeringhausen, das sich idyllisch an den Hang des dunklen Ohlenberges anlehnt (1½ Stunden ab West-wig). Weiter führt ein herrlicher Waldweg stark aufwärts und dann wieder hinab nach Bullmeringhausen im Regental (weitere fünf-iertel Stunden). Auf einem leicht ansteigen-den und wieder fallenden Feldwege wird dann

peitscht, schreibt der Volksmund, „dem Petrus“ die Schuld an solchen sonnenlosen, feuchten Tagen zu; doch manchen will es dünken, als sei es nicht der glütige, weißbärtige Schlüssel-bewahrer des Himmels, der uns Wind und Regen in die enttäuschenden Gesichter jagt, son-dern als trieben jagende Wetterunholde ihr boshaftes Spiel mit uns.

Gar mächtig erheben diese tüchtigen Sippe, und am ärgsten treibt sie ihr Wesen in den Alpen, wo noch manche Leute an die Wetter-herzen glauben, sie haßen und fürchten. Vor-wenigen Jahrzehnten noch waren die meisten Welpen von ihrem Tadeln und von ihrer Macht felsenfest überzeugt.

Ueberraschend, überfallig stürzen sich die Wetterherzen auf das ahnungslose Alpen-tal. Noch scheint die Sonne heiß vom wolkenlosen Himmel, da kriecht im Westen ein weißer Nebelhaufen heran, verfangt sich an den Berg-wänden; graue Wolken folgen, ballen sich über dem Tal zusammen; im Sturm braust das schwarze Meer der Wetterherzen heran, prallt gegen die steilen Felswände, hüllt das ängstlich sich duckende Leben des engen Tales in nächt-lich unheimliches Dunkel. Plötzlich prasselt der Schloßhagel hernieder, schlägt die Schindeln von den Dächern, reißt die Früchte von den Bäumen, stampft das erntereife Korn in den Boden, gewühlt das klammerliche Kartoffel-feld; von den Hängen stürzen Bäche, Flüsse, Ströme grauen Eiswassers zu Tal, reißten Ge-röll und Schutt mit sich, überfluten Felder und Wiesen. Endlich scheint wieder die Sonne über dem Tal und beleuchtet erdarmungslos die Schreden des Schlachtfeldes, auf dem die Wet-terherzen gelobt.

Manngigaltig waren die „erprobten“ Haus-mittel, die das Landvolk anwandte, um dem unheimlichen Wirken der Wetterherzen zu fleu-ern. Für außerordentlich wirkungsvoll hielt und hält man noch heute im Frühjahr gelam-melte und am Maria-Himmelfahrtstag geweihte Kräuter, die bei aufsteigendem Gewitter von der Hausfrau in die Herdflamme gestreut wer-den. Der Rauch soll durch den Ramin steigen, den Wetterherzen beugend in die Nasen dringen und sie verjagen.

Ein uralter Brauch, der die besten Dienste gegen das unholde Gefindel leisten soll, ist das Laufen der Wetterglocke, denn nichts fürchten angeblich die Herzen so sehr wie die metallene Stimme der geweihten Schürer. Deshalb hatten die meisten Kirchen hochgelegener Alpen-dörfer, die am stärksten unter den Hochgewit-tern leiden, ihre nur zu diesem Zweck benutzte Glocke. Drohte ein schwarzes Gewitter, so schallten bald im Tal oder von den Bergkapel-len die ersten Wetterglocken und ihnen folgten die ehernen Stimmen ihrer Schwestern in den Nachbarhöfen und -wäldern. Den Wetter-herzen fuhr der Schreck über den geweihten Klang in die windigen Glieder, und sie mieden das glockengeschüttelte Tal. Wie ein Wesen segten die machtvollen Töne die Wetterherzen da-von, an den geweihten Hüterninnen brach sich die Macht des Wetters, wie das Warnungsge-dell eines Hundes verjagt die Klänge den un-heimlichen Troß. Deshalb lautete ein alter Unterinntaler Spruch: „Wenn der Schwager-beine kehrt — und der Bräutigam Stier brüllt, wenn das Salzenbündel hallt (bellt), — dann hat s' Wetter kein Gewalt.“

Mit dem „Wesen“, dem „Stier“ und dem „Hünd“ waren die Wetterglocken in Schwaz und Brigen und auf der hohen Salve gemeint. Ein weiteres wirksames Mittel gegen die Wetterherzen sollte das Wettergeschien sein. Man hoffte, den Wetterherzen durch den ohren-beraubenden Knall, der sich im engen Tal hun-dertfach brach, einen heillosen Schrecken einzujagen. Aber selbst aufgeschlägerte Köpfe schworen auf die wolkenbrengende Wirkung des Schie-

hens, und der Brauch wurde in den Alpen bis zu Anfang unseres Jahrhunderts allgemein ge-übt. Noch heute sind in manchen Gegenden Stiermarken Wettertürme und Wetterhäuser zu sehen, aus denen die verrosteten trichterförmigen Röhre der „Wettergeschäße“ blickten. Selbst Friedrich der Große wollte die Wirkung des Pulvers gegen heraufziehende Gewitter erpro-ben. So berichtet Baldarding in seinen „Trost-gründen“, der König habe gelegentlich der Zu-sammenkunft mit Joseph 2. in Reife das ge-samte anwesende preussische Militär (36 000 Mann) mit Flinten und Kanonen gleichzeitig schießen lassen, als herannahendes Gewölk ein starkes Gewitter erwarten ließ. „Ohngeachtet dieses entsetzlichen Knalles“, so schreibt Baldard-ing, „wichen die Wolken nicht, und der vorge-sehene Regen kam in voller Mäß.“

Die Welpen waren dagegen von der Wirk-samkeit des Wettergeschießens felsenfest über-zeugt, und jedes Gewitter weckte im ganzen Tal das Trommelfell erschütternde Konzert der Böller, Mörser und Kanonen. Mancher eifriger Wettergeschütze lud sein Rohr mit Vollkugeln und schoß damit Löcher in Luft und Wolken. Im Unterinntal muß bei einer derartigen Ge-legenheit einem unvorsichtigen Schützen der Finger abgerissen worden sein, denn der Volks-mund behauptete, einst sei ein beringter Finger aus den Wolken gefallen, und die verwundete Wetterherge habe ihren Schmerz im nächsten Tal durch Hagel und Blitz ausgetobt. In an-dern Gegenden lud man die Böller mit Brot-krumen und glaubte damit die Segen herunter schießen zu können.

Hatten die Einwohner eines Dorfes mit ver-einten Kräften den Ueberfall der Wetterherzen abzuwehren vermocht, so mußten die Unholde natürlich über die Nachbargemeinden herfallen. Damit waren diese begreiflicherweise nicht ein-verstanden, und es kam manchmal zu blutigen Schlägereien, weil die bedrohten Landleute ihren schließenden und läutenden Nachbarn den Wettergeschütz verweigern wollten. Manche Ge-meinden, die in „Wetterwinkeln“ lagen, baten die Behörden, den günstiger gelegenen Dörfern das Verjagen der Wetterherzen zu verbieten.

Ein weniger heimtückisches, aber medisches und schadenfrohes Wesen war die Windherge. Sie quälte die Feuer, denen sie die frische Wäld durcheinander wirbelte oder den Gang hin-ter unter wehte. So war es noch vor kurzem üblich, daß die Wälder, sobald der Wind zu wehen begann, ihm ihre Messer entgegen warfen, weil sie damit die Windherge zu verjagen glaub-ten.

Langsam verschwinden die letzten Reste dieses Wetteraberglaubens, dem wir, so interessante Einblicke in die Volksseele er auch gewährte, nicht nachtrauern können.

Vom bunten Fischen

Von Wilhelm Hochgreve.

Zu gern hummle ich in dem kleinen Berg-tale. Obwohl ich weiß, daß jagdlich dort in-folge der steilen Hänge nicht viel zu erwarten ist, führt mich mein Weg dennoch recht oft an dem Wildbach zwischen den engen Felswänden entlang. Selten sehe ich eine Wildfähre den Talboden narben, dafür aber habe ich hier drei liebe kleine Freunde, die Gebirgsbachfische, die Wasseramstel und nicht zuletzt den bunten Fische, den vor der Serre laure des Menschen immer mehr reichenden Eisvogel, das leben-dige Farbenwunder. Mag ich noch so müde und abgestumpft sein von langer Fürch auf Bock, Hirsch oder Sau, wie ein belebendes Bad wirkt immer auf die Nerven dieser Glangvogel, und sein jauchzender Reibpiff bringt mein Blut immer wieder in frohe Wallung. Wenn



in 20 Minuten Affinghausen, der Geburtsort des größten Sauerländer Dichters, Friedrich Wilhelm Grimme, erreicht. Wir grüßen sein Denkmal an der Provinzialstraße und sein schlichtes Geburtshaus, an dem wir auf dem Wege nach Bruchhausen vorbeikommen. Von dem fast eine Stunde währenden Feldwege nach dort hat man ganz vorzügliche Fernblicke. Die Bruchhäuser Steine winken uns im letzten Teile immer näher heran. Nach Durchbreitung des Dörfleins Bruchhausen haben wir noch 20 Minuten aufwärts zu klettern, dann stehen wir 620 Meter hoch zu Füßen der 4 gewaltigen Porphyrfelsen, Bruchhäuser Steine genannt, (Ravenstein, Feldstein, Goldstein und Bornstein), die bis zu 70 Meter steil aus dem Fien-berge emporsteigen. Vom Feldstein (759 Meter) der ersteigbar ist, genießt man eine treffliche Rundschau. Im fernen Süden reicht sich der kahle Auenberg aus dem Gewirr hunder-ter von Bergen heraus. Meist schattig ist unser Weg weiter durch herrlichste Hochwald, zu-nächst auf der schönen Landstraße zum Bahnhof Brilon-Wald. Eine dicke Stunde Wegs ist es bis hier, so daß die gesamte Wanderung eine Zeit von gut 5½ Stunden erfordert.

Diese Wanderstrecke ist kürzlich mit weißen Hauten gezeichnet worden und daher noch nicht viel begangen. Der Wanderweg erschließt einige erst wenigen bekannte Ausfluchten und Waldwege.

Wenn halter Wind selbst während der Som-merzeit wochenlang gegen die Fenster scheitert auf die wolkenbrengende Wirkung des Schie-

Vor einigen Monaten vollbrachten die beiden Arabumare-Indianer Thomas Jaziro und San Miguel eine ähnliche Leistung, indem sie einen Brief des Gouverneurs des Staates Hidalgo zur Stadt Mexiko brachten, und zwar legten sie 106 Kilometer in 9 Stunden 37 Minuten zurück. Während jedoch die Läufer anderer Nationen nur derartigen Leistungen am Ziel nicht vor Erschöpfung umfielen, kauften diese Indianer nicht einmal, als sie ihr rotes Geidenband in Mexiko in Empfang nahmen. An-